

gern mutete er an, wie wenn er mit ihnen den Weg abgezirkelt hätte, der zum frühen Grabe führt. Der sonderbare junge Herr unterschied sich auch in seiner Kleidung von den Pester Kollegen. Seine Toilette bildete eine seltsame Mischung von Café-Bohemien und Provinz-Dandy; er trug einen breiten Carbonari-Gut und um seinen hohen Kragen schlang sich ein schwarzer Schlips, doch gemahnte der Schnitt seiner Hosen an den Fusarenoffizier und seine Reitgerte schmückte eine fünfzackige Krone. Jahrelang Vertreter der Lokalpresse in den Städten des Tieflandes, hatte er damals bereits einen Band Novellen zusammengeschrieben, doch verdankte er den Ruf eines Literaten mehr seinen Theaterkritiken. Diesen Kritiken, die mit R. Gy. gezeichnet waren, sah man in Debrecen und in Nyiregháza mit banger Sorge entgegen, zumal da ihr Urheber, der hochaufgeschossene „Welt Schmerz“, niemals davor zurückschreckte, seinem Standpunkt auch mit den Fäusten Nachdruck zu verschaffen. Die Welt, in der Julius Krudy aufwuchs, war die ungarische Provence. Das unendliche Sandmeer, das die Städte der Nyirég umfloss; die Farbenorgien des Himmelsgewölbes: in herbster Abenddämmerung erglüht der Horizont in den rötlich-gelben Nuancen eines Feuerbrandes, Winters stahlgrau, mit weißen und hellblauen Streifen; in mildem Wetter gleicht er dem träumenden See; mit mütterlichem Blick, wie die Amme auf das Kind im Schoße, schaut er herab auf die Doppeltürme, die Tennen und die mit Birken flankierten Wege; zur Zeit der Dürre kreist eine ewige Staubwolke in der Luft, die die Menschen zwang, den Kopf stets ein wenig gesenkt zu tragen, den Blick nach innen zu richten, Gedanken über das Leben nachzuhängen; die Bewohner eine Verschlingung der ungarischen und der slavischen Elemente, hochmütig, sentimental, allen edlen und unedlen Leidenschaften zugänglich, wie kein anderer Menschenschlag zu hassen und zu lieben, zu entflammen und aufzubrausen fähig, romantisch, prachtliebend, verliebt und waghalsig, unterschätzlich konterbair; der Tod bedeutet für sie nicht mehr als das Hinfallen des müden Schnitters auf seine Garbe, und das Leben: ein Maienspaziergang durch die Waldlichtung, in der auch unsere Lieben oft der Ruhe pflogen.

Die ungarische Provence mußte ihren Alphonse Daudet gebären, gleichwie die Umarmung eines gesunden Menschenpaares das Kind zur naturnotwendigen Folge hat.

*

Niemand holte sich darüber auf, daß Julius Krudy, der seine Laufbahn mit vollständig ausgerEIFter Schreibkunst, mit außerordentlichen Fähigkeiten und mit einem hierzulande so seltenen Reichtum und Passion des Fabulierens angetreten hat, nahezu fünfzehn Jahre ein Stiefkind der Pester Journalistik und Litteratur bleiben, isoliert, auf sich allein gestellt, ohne moralische und materielle Unterstützung, sozusagen nur zu seinem und dem Ergötzen einiger auserwähltesten Seelen und Tischgenossen arbeiten mußte. Es ist das gewöhnliche Schicksal der Individualitäten und Talente feiner Art: dieses von Leiden und Leidenschaften durchwühlte Leben, die grenzenlose Liebe und Zärtlichkeit für ihren Beruf, die sie davon hindert, sich in ihrem Boden zu verankern. Ich denke, Vernachlässigung, Gleichgültigkeit schaden bloß scheinbar dem wahren Künstler; in Wirklichkeit dienen sie dazu, ihn auf sich selbst zu weisen,

Ein ungarischer Schriftsteller im Jahre 1925

Von Miklós Székely.

Um die Mitte der Neunziger-Jahre war aus der Nyirgegend ein junger Mann nach Budapest gekommen, um sein Leben dem Schrifttum zu widmen. Zwanzigjährig, jeden um Haupteslänge überragend, lauter Knochen und Muskeln, trug er auf seinen Zügen, besonders aber in seinen nußbraunen Augen eine schwermäßige Mächtigkeit zur Schau; der Kopf war stets ein wenig nach rechts geneigt, und mit seinen langen Fin-

auszuweisen, zur Verinnerlichung anzuspornen, tragen sie dazu bei, ihn zur Ausreifung, zu vollständigerer Kenntnis von Menschen und Lebensverhältnissen zu führen, auf daß sich seine Farbe, seine Blume bereide, wie die des Schaumweines, des jahrelang in muffigen Kellern verwahrt wird. Auch der Kunst Krudys haben die Jahre der Zurückgezogenheit, der Verzweiflung und der Hoffnungslosigkeit die eigenartige, unergleichliche Patina verliehen, die seine Schriften so anziehend, wertvoll und individuell gestalten.

*

„Die rote Postkutsche“ (1913) ist nicht bloß darum eine bedeutsame Etappe von Julius Krudys Litteratenwallen, weil sie von dem begeistertsten Lückerschwenker des Leserpublikums und was bei uns weniger von Belang ist, auch der Kritik empfangen wurde. Alexander Brödy schreibt am Tage des Erscheinens dieses Werkes einen seitenlangen Artikel in einer damals vielgelesenen Zeitung und zeichnet mit unheimlicher Sicherheit, mit seiner efflatischen Kunst das Bild seines Lieblingsautors. „Die rote Postkutsche“ erhebt sich durch ihre Vollständigkeit über die anderen Werke des Autors. Sie bringt alles, was an angebornen, ausgefalteten und angelesenen Qualitäten bisher in ihm gegläntzt hat; der ganze Mann und der ganze Schriftsteller tritt in ihr in hinreichend männlicher Pose die Bahn; ein ergaunter Kabalier, schon über dreißig, der in einem Momente der Rührung den Panzer der Verschlossenheit ablegt und, umhüllt von Zigarettenrauch zu erzählen beginnt. Kein Roman auf Eisentabern zusammengeschmiebet, wie es die französischen Klassiker lehren; dieser Längelang erlernte das Handwerk an seinem eigenen Leben. Und nicht aus Büchern, aus der Anempfindung an andere; was in seinen Büchern schmerzt, hat auch ihm wehgetan, die herzbeckenmende Bitternis, von der die schwernutzvollen Kapitel durchsittert werden, hat ihm an den Kaffeehäusliedern, unter den Eichen der Margareteninsel, oder von seiner Bettlehne entgegengescharrt. Denke ich darüber nach, den Schöpfungen welcher Maler ich die Schreibkunst Krudys am besten vergleichen könnte, so fallen mir zwei Niederländer ein: Adriaen Bronzwer und David Teniers. Beide Meister sind Kobellisten und dieser Schriftsteller ist so sehr Maler, daß er manchmal fast zu greifen ist, wie es seine Figuren auf die Leinwand setzt und mit welcher Passion er die Farben zur Veranschaulichung irgendeines Landschaftsbildes mengt. „Die rote Postkutsche“ ist ein zeitgeschichtliches Dokument nicht nur Budapests, sondern auch des ungarischen Schriftstellers, eben des Schriftstellers, dessen Zukunft mehr als das jedes anderen interessiert und in Atem hält.

Und dann kamen andere Zeiten. Fünf Jahre trübte sich die Menschheit in Blut, Not und Elend; das ungarische Schrifttum aber, die Unschuld, die Freiheit, das Heiligtum der Schrift flog in die Luft, wie die Festung von Przemyśl. Der Herbststurm dieses Revolutionsliedes, das Land röchelte in furchtbaren Schwingen: Wahrheit sprach aus den Blutunterlaufenen Augen. Julius Krudys blieb ein getreuer Hüter der alten, edlen, begeisterungserfüllten Traditionen des Ungarntums; unter Donner und Blitz hielt er an seinen Idealen fest, wie seine Ahnen, die ungarischen Gardisten Maria

Theresias, an ihrer Nation. Blieb, was er war: ein ungarischer Herr und ein ungarischer Dichter.

Die Kunst des Krudys vom Jahre 1925 ist klarer Altwein, dickflüssiger, goldgelber Lohajer; edler, abgeklärter und ausgereifter als selbst in den besten Früchten der reichen Ernte glücklicher Jahre. Krudys nähert sich heute dem Höhepunkt seiner Laufbahn, wohin nur wenige Auserwählte zu gelangen vermögen. Seit Jahrzehnten ist er der einzige Pfleger der ungarischen Kunstprosa, dessen Können unüberwältlich ist. Seit Sokai ist Krudys das monumentalfste ungarische Genie von allen, die durch das Schicksal zu ungarischen Literaten berufen worden sind.